

## Lagerkoller auf dem Tanzboden

Es gibt Dialoge, die sich im kollektiven Theatergedächtnis festgesetzt haben und so Bestandteil eines modernen Klassikers sind. Ein solcher feierte am 6. November im Theater der Altmark in Stendal seine ausverkaufte Premiere. „Warten auf Godot“ stand auf dem Spielplan im „Kleinen Haus“ und noch mehr stand im exzellenten Programmheft.

Samuel Beckett antwortete auf die Frage nach der absoluten Wahrheit seines Stückes einmal: „Wenn ich es wüsste, würde ich es sagen.“ Das mag kokett klingen, es regt aber auch geradezu an, eben diese Wahrheit zu suchen. Valentin Temkine, ein französischer Theaterhistoriker, spürte nach über 50 Jahren dieser Wahrheit nach, um zu einem Ergebnis zu gelangen, was einleuchtender nicht sein kann, aber auch dem Stück etwas von seiner metaphysischen Sinnsuche nimmt, nunmehr den vielschichtigen Deutungsmöglichkeiten rigoros einen Riegel vorschiebt. Aber ist Reduktion nicht auch etwas Erhellendes? Regisseur Hannes Hametner, nähert sich zu großen Teilen der Interpretationsweise Temkine's an. Melonen sind nur noch Zierrat auf der Ankündigung, in der Inszenierung hat hingegen niemand den Hut auf, wie auch sämtliche altbekannte Requisiten verschwinden, die durch andere ersetzt werden und somit der neuen Sichtweise nicht entgegen stehen. Das absurde gebärt sich nicht clownesk im nihilistischen Etwa, vielmehr bekommt es eine konkrete Sichtweise und Sprache. Das ist spannend – allemal.

Die Einsichtnahme in die Dramaturgenlektüre, bereits sitzend in der Kulisse, wühlt sich wie ein Vorspiel auf des Theater aus. Und mit dem plötzlichen Auftritt Estragons ( Martin Richter) legt sich alsbald die Traurigkeit einer gedachten Biografie über die Todgeweihten und seines herbeischlürfenden Tippelbruders Wladimir ( Jürgen A. Verch ), der die Hoffnung noch nicht ganz verloren hat, im Warten auf einen Herrn Godot, der Rettung versprechen könnte, als Schleuser der Résistance. Zwei zerlumpte Juden auf einem Tablett, dem Präsentierteller für seelische und körperliche Grausamkeiten. Dieser Lesart kann man sich nicht mehr entziehen. Martin Richter stattet seinen Estragon würzig mit fatalistischem Humor aus und daß er, ob des blutigen Erlebens eher vergessen möchte, nimmt man ihm nur allzu gerne ab. Jürgen Verch zeigt den Wladimir hingegen mehr kämpferisch, trotz der immer wiederkehrenden unzulänglichen Männlichkeit, was sich lautstark im Gegensatz zu seiner, im wahrsten Sinne, Leisetreterei ausmacht. Berührend spielen beide diese zerschissenen Freunde, die ohne einander nicht sein können, und unter diesem Zwang mit unter leiden, wie ein altes Ehepaar, daß den Zeitpunkt der glücklichen Trennung verpasst hat.

Doch Trennung ist in Lagern schlecht möglich, obschon man einen Ort gefunden hat, der außerhalb oder oberhalb liegt, einen Ort, wo sich vielleicht andere vergnügen und die Mörder unter uns sind. Auch ein Lagerkommandant ( Mathias Kusche ) bekommt schon mal den Koller, angesichts der Verschleppungsmaschinerie, der er dienstbeflissen zu befolgen hat. Einzig die Zeit für diese Ungeheuerlichkeit sitzt ihm im Nacken. Er will Jux und Dollerei und da kommen ihm die beiden komischen Gestalten gerade recht. Er könnte beide in der Pfeife rauchen, die er schnieft wie ein Imker um sich einer drohenden Gefahr zu wehren. Doch er entscheidet sich für eine subtilere Art der Demütigung seiner Gefangenen. Sein hilfswilliger Vollstrecker ist der dienende Lucky ( Michel Haebler ), der mit seiner seelischen Kraft, trotz materieller Unbelastung, dieser Tortour kaum gewachsen ist und anfänglich vor Müdigkeit Knalleffektreich vom Stuhl fällt. Mathias Kusche als Pozzo, im eleganten sehr heutigen Schwarz, spielt anfänglich sympathisch auf, was Irritationen verursacht. Er gibt bewusst den Gönner, dem es einen heiden Spaß macht, seine Macht nach Gutdünken auszuleben. Es darf getanzt werden. Vom sterbenden Schwan bis hin zum Bethlehemer Volkstanz; wie es sich der gemeine Rassist vorzustellen hat. Der Boden ist dafür bereit und Girlanden verziert. Das Publikum schaut belustigt zu. Auch im berühmt berüchtigten Monolog des Lucky. Wie Michel Haebler diese Theatergeschichte geschriebene Absurdität unter das Volk mischt, gerät zu einem Höhepunkt des Abends, da das Denken eine gestenreiche Form bekommt, kein

monoton vorgetragener Irrsinn eines hündisch kläffenden Intellektuellen, nein, hier wird jemand von der Leine gelassen, die ihm nur gedanklich um den Hals gelegt worden ist. Nach der Pause gibt es eine Veränderung. Von wegen; nichts passiert. Das Publikum hat erst einmal mit Aufräumarbeiten zu tun. Das Bühnenbild von Christof von Büren ist in kolossale Schiefelage geraten. Einzig die pompösen Lüster leuchten noch. Die Bäume im Rahmen einer besseren Zeit knicken ab, unter der Last der Selbstmörder einer Gemeinschaft, die keinen anderen Ausweg mehr findet. Inmitten steht Wladimir und singt ein Volkslied als Kaddisch. Es schnürt einem die Gurgel zu. Und dann geschieht das Wunder, was so nicht vorgesehen ist. Die Zeit ist nicht stehen geblieben, denn das Lager ist befreit oder die Mehrheit hat sich gegen die feindliche Minderheit aufgelehnt. Es kehrt sich alles um. Pozzo und Lucky bekommen eine Rache zu spüren, die an mittelalterliche Foltermethoden einer orthodoxen Gruppe erinnert. Die Wut der beiden Alten kanalisiert sich in Fußtritten und Mitleid, im Nachhall des Rauschens der Blätter, das wie eine Wehklage Millionen Ermordeter klingt. Schlussendlich will niemand mehr gehen. Wohin auch! Nach diesen verhängnisvollen Jahren kann es kein normales Leben geben. Man wartet immer umsonst – selbst in der Freiheit. „Die Luft ist voll von unseren Schreien. Aber die Menschheit ist ein Gewohnheitstier.“

Es könnte freilich in der Deutung auch alles anders sein. Der läßt Hametner auch freien Lauf. Wer sich den einen Euro spart, wird mit dieser allein gelassen. Der historische Unterbau bleibt im Programmheft und zeigt sich nicht plakativ auf der Bühne. Dann gibt es nur Schwermut und keine Pantomimenspiele, die auf das äußerste reduziert sind. Das philosophische wird kaum spürbar, die existenzialistischen Elemente verblendet und die Ankunft des Heilsbringers theologisch auf Null gefahren. Die Situation des Wartens verbindet sich kaum mit dem eigenen Werden und Vergehen. Stattdessen ringt die Pktion auf das jüdische Schicksal, dem Stück eine beinahe glasklare Geschichte ab, die Backett eventuell beim Schreiben als Grundlage diente, aber nie eins zu eins umsetzen wollte, da er eine Aversion besessen hat, sein Stück „erklären“ zu wollen. Äußerst gelungen ist es trotzdem, dank eines sehr gut aufspielenden Ensembles und eines Regisseurs, der es wagte eine Meinung zu haben. Darauf hat man gewartet.

Theodor Einspruch